

Evidenzbasierte Bibliotheks- und Informationspraxis

EBLIP5, Stockholm, 2009

Wolfgang G. Stock

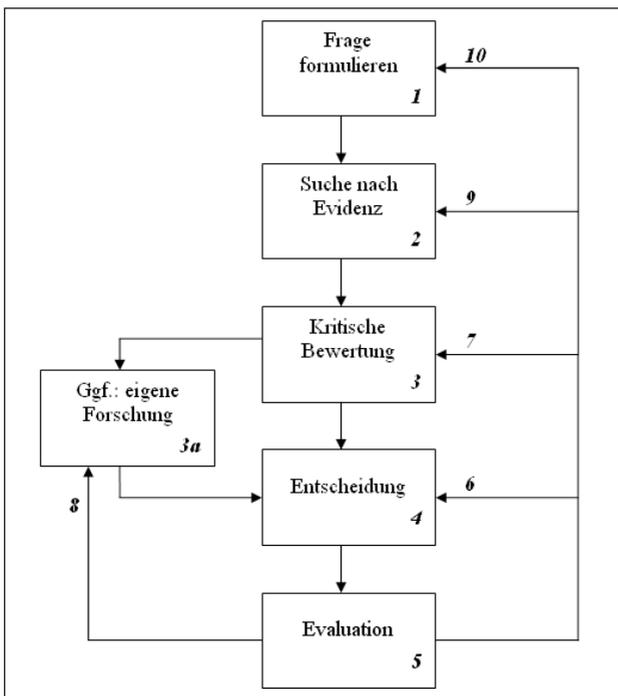
Die evidenzbasierte Bibliotheks- und Informationspraxis – eine Adaption der evidenzbasierten Medizin auf das Informationswesen – stellt sich die Aufgabe, für professionelle Arbeiten die Entscheidungen und Handlungen der Akteure durch die jeweils beste Evidenz zu fundieren. Es gilt die Lücken zwischen der einschlägigen Forschungsliteratur und der Praxis zu schließen. Alle zwei Jahre trifft sich die internationale Community der *Evidence-Based Library and Information Practice* (EBLIP) zu einer Tagung. Im Jahr 2009 fand das Treffen unter dem Motto „Bridging the Gap“ in Stockholm und damit erstmalig in einem nicht englischsprachigen Land statt. Die Veranstaltung war mit über 160 Teilnehmern, bedenkt man den doch sehr engen Themenkreis, gut besucht.

Was ist EBLIP?

Da hierzulande EBLIP noch recht wenig bekannt ist, sei zuerst die Frage gestellt: Was ist das eigentlich? Die Abbildung zeigt überblicksartig den gesamten EBLIP-Prozess (Eldredge, 2006). Er beginnt mit einer wichtigen und beantwortbaren Frage (Schritt 1) (Eldredge, 2000a; Booth, 2006), der die Suche nach der optimalen Evidenz für die Beantwortung der Fragestellung folgt (2) (Eldredge, 2000b; Eldredge, 2004; Koufogiannakis, Slater, & Crumley, 2004; Winning, 2004). Hierfür kommen alle Quellen an Forschungsliteratur infrage, also alle bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Zeitschriften, Monographien und fachspezifische Datenbanken (beispielsweise LISA, LISTA oder Infodata), aber auch multidisziplinäre Datenbanken (wie Web of Science oder Scopus). In diesem zentral wichtigen Schritt wird die Forschungsliteratur (die ja nicht unbedingt in Hinblick auf die Praxis geschrieben worden ist) für die Anwendung gesichtet und u.U. nutzbar gemacht. Die in wissenschaftlichen Disziplinen – so auch in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft (Schlögl & Stock, 2008) – häufig anzutreffende Theorie-Praxis-Lücke wird so zu überbrücken versucht. Dies geschieht keineswegs mechanisch; vielmehr wird die Forschungsliteratur (in Schritt 3) einer kritischen Würdigung unterzogen (Booth & Brice, 2004; Glynn, 2006): Enthält ein Artikel in der Tat zur Beantwortung der Frage anwendbares Wissen? Gibt er Evidenz für die Antwort her? Für die Würdigung liegen Checklisten vor, zudem wird nach unterschiedlichen Evidenzniveaus differenziert (Eldredge, 2002). Findet sich in der Forschungsliteratur keine brauchbare Evidenz, so kann der Praktiker durchaus auch – wenn es sein Zeitbudget zulässt – eigene Forschungen durchführen (3a). Auf der Basis der gefundenen Evidenz fällt der Praktiker eine Entscheidung und

erprobt die Evidenz in der Anwendung (4) (Connor, Hrsg., 2004). Die Bewertung der Anwendung erfolgt auf mehreren Ebenen, der des Praktikers, der seiner Institution und der der gesamten Profession (5) (Eldredge, 2008). Der bisher lineare EBLIP-Prozess erfährt nunmehr eine Rückkopplung, die so bei den „Gurus“ von EBLIP, *Jonathan Eldredge* (University of New Mexico, Albuquerque, USA) und *Andrew Booth* (University of Sheffield, UK) nicht vorkommt, m.E. aber eine sinnvolle Ergänzung darstellt: Ist die richtige Entscheidung getroffen worden (6)? Wurde die Evidenz korrekt bewertet (7)? War die eigene Forschung derart erfolgreich, dass sie die passende Evidenz erbrachte (8)? Ist überhaupt richtig recherchiert worden (9)? Und wurde zu Beginn die richtige Frage gestellt (10)?

Eldredge definiert in seinem Einführungsvortrag den Gesamtprozess, der in der Lage ist, Forschungs-Praxis-Lücken zu schließen: „The EBLIP process consists of: formulating important and answering questions; searching for evidence relevant to answering these questions; critical appraising evidence; making decisions; and, evaluating these decisions retrospectively“.



Der Prozess der evidenzbasierten Bibliotheks- und Informationspraxis im Überblick

Forschungs-Praxis-Lücken in Medizin, Informatik und Wissensmanagement

Ausgang evidenzbasierter Praktiken ist die Medizin. Durch die *Cochrane Library* werden praktizierenden Ärzten Leitfäden an die Hand gegeben, aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse in ihrer klinischen Praxis einzusetzen. Der Weg von der Grundlagenforschung bis hin in die alltägliche klinische Praxis beträgt im Schnitt 17 Jahre (Institute of Medicine, 2001). Entsprechend werden die Leitfäden von einigen enthusiastisch begrüßt, von anderen allerdings abgelehnt. Passt ein konkreter Leitfaden in den eingespielten Arbeitsablauf einer Institution – so *Prudence Dalrymple* (College of Information Science & Technology, Drexel University, Philadelphia, USA) –, wird er angewandt, muss jedoch der Workflow überdacht werden, gibt es Barrieren gegen die Einführung. Die zentrale Quelle für medizinische Fachinformation ist *Medline*. *Karen Davies* (Loughborough University, UK) berichtet über eine Befragung von Ärzten in Großbritannien nach ihrem Suchverhalten. Etwa ein Drittel der Befragten führt Literaturrecherchen zwischen ein- und zehnmal in der Woche durch. Bevorzugte Recherchestrategie ist die Stichwortsuche. Immerhin die Hälfte der Ärzte setzt den Booleschen UND-Operator ein, während das kontrollierte Vokabular (MeSH Headings) nur von einem Viertel der Rechercheure benutzt wird. Die Ärzte sind gemäß *Davies* durchaus willens, mittels technischer Werkzeuge ihre Evidenzbasis zu erweitern, es fehlt ihnen aber an elaborierten Suchkenntnissen, so dass die meisten Mediziner ihrer Meinung nach viel zu wenig recherchieren. An einem Krankenhaus in Norwegen ist es üblich, dass die Organisation selbst Leitfäden für ihr Haus kreiert. Die Suchkenntnisse der Klinikärzte sind jedoch so schwach ausgeprägt, berichtet *Endre Aas* (Innlandet Hospital Trust, Norwegen), dass Bibliothekare alle jene Recherchen überprüfen, die in einen im Hospital eingesetzten Leitfaden einfließen sollen. Die schwache Informationskompetenz ist allerdings nicht nur bei Ärzten anzutreffen, sondern ist breit über alle Forschungsbereiche gestreut. „Mind the information-related skills gap of researchers!“, rät *Aaron Griffith* (Research Information Network, UK).

Nicht nur Ärzte recherchieren medizinische Fachinformationen, sondern auch Patienten. Deren Informationsverhalten hat *Maude Frances* (University of New South Wales, Australien) analysiert. Patienten suchen nach Evidenz zu ihrer Krankheit und versuchen, die recherchierten Quellen kritisch zu würdigen. *Frances* ermittelt zwei unterschiedliche Verhaltensmuster: Ein Teil der Endnutzer sucht Hilfe bei offiziellen Webseiten staatlicher Institutionen, ein anderer Teil tauscht sich interaktiv mit anderen Patienten (mit derselben Krankheit) über Chats oder Online-Foren aus.

Vermittelt über Bibliothekare an Krankenhäusern und medizinischen Universitäten (die dort mit der evidenzbasierten Medizin vertraut sind), findet die Evidenzbasierung in das Bibliothekswesen Eingang. Von dort aus ist das Konzept bereits weitergetragen worden, beispielsweise in die Informatik und ins Wissensmanage-

ment. In beiden Bereichen geht es um die Akzeptanz von Informationssystemen durch Nutzer, so dass sich hier (neben der Lücke zur Forschungsliteratur) eine zweite Lücke zeigt, der Gap zwischen User und System bzw. Wissensmanager in einem Unternehmen. Nutzer haben – wie alle Menschen – implizites Wissen, das sie zwar nutzen, aber kaum oder gar nicht in Worte fassen können. Normalerweise gehen Projekte der Implementierung von Informationssystemen, wie *Anita Mirijamdottor* (Växjö Universität, Schweden) berichtet, designorientiert vor und vernachlässigen die System-Nutzer-Lücke – mit der unliebsamen Folge, dass die derart gestalteten Systeme manchmal nicht angenommen werden. Mirijamdottor bindet demgegenüber die Nutzer in den Entwicklungsprozess mit ein. Hier gilt es genau wie beim evidenzbasierten Bibliothekswesen die richtige Evidenz zu finden, zu bewerten und anzuwenden. Die soziale Informatik überbrückt die Lücke zwischen System und Nutzer, indem die Designgestaltung interaktiv und partizipatorisch verläuft und zudem die unterschiedlichen Interessen verschiedener Stakeholder berücksichtigt. Im Wissensmanagement (so *Sonja Gust von Loh*, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf) gilt es ebenso, die beiden Lücken zu schließen. Einerseits agiert der Wissensmanager als Praktiker und steht der Lücke hinsichtlich der Forschungsliteratur gegenüber, andererseits ist er der Forscher, der das Informationsverhalten seiner Klientel untersucht. Der Werkzeugkasten des evidenzbasierten Wissensmanagement umfasst soziale Methoden (beispielsweise Communities of Practice, Storytelling oder Knowledge Cafés), herkömmliche Ansätze wie Dokumentenmanagements, Expertenverzeichnisse, Informationsressourcenmanagement und Wissensordnungen, betriebswirtschaftliche Ansätze (etwa Customer Relationship Management und Customer Knowledge Management), aber auch aktuelle technische Entwicklungen im Umkreis von Web 2.0 (Wikis, Microblogging, Social Networking, Social Bookmarking und Social Tagging). Erfahrungen in Krankenhäusern weisen auf die große Bedeutung von Storytelling hin, die Bereiche des impliziten Wissens von Kollegen abzustecken (*Louisa Mei Chun Lan*, Chinese University of Hong Kong). Communities of Practice – auch virtuelle – mit „gemischter Besetzung“ aus Medizinern und Informationsspezialisten scheinen sich zu bewähren. Gerade die beteiligten Fachbibliotheken engagieren sich beispielsweise mit der Einführung von Diskussionsforen oder Frage-Antwort-Diensten (*Christine Urquhart*, Aberystwyth University, UK).

Eine spannende kritische Weiterentwicklung des SERVQUAL-Ansatzes zur Qualitätsbewertung von Dienstleistungen legt *Sue McKnight* (Nottingham Trent University, UK) vor. Während SERVQUAL mit zwei Skalen arbeitet, bei denen jeweils die Kunden ihre Erwartungen und Beobachtungen hinsichtlich eines Sachverhalts notieren („Wie wichtig ist Ihnen die Fachkompetenz von Bibliothekaren?“ – „Wie kompetent sind die Bibliothekare in Ihrer Bibliothek?“), arbeitet McKnight mit den Erwartungen der Dienstleister (hier: Bibliothekaren) über die Beobachtungen ih-

rer Kunden („Was meinen Sie, wie unsere Bibliotheksnutzer unsere Fachkompetenz einschätzen?“) und den Beobachtungen der Kunden. An einem Fallbeispiel wird deutlich, wie weit die Urteile beider Gruppen voneinander abweichen können – ein deutliches Zeichen für eine aufklaffende Lücke zwischen Informationsspezialisten und ihrer Klientel.

Spezialaspekte von EBLIP: Von Evidenzreferaten über Schreibgruppen zur Ausbildung

Die Zeitschrift „Evidence Based Library and Information Practice“ bringt in jedem Heft „Critical Appraisals“, also Evidenzreferate, zu bibliotheks- und informationswissenschaftlicher Forschungsliteratur. Hierdurch soll der Informationstransfer von der Forschung in die Bibliotheks- und Informationspraxis angeregt werden. Die bisher erschienenen gut 100 Abstracts haben *Lorie Kloda* (McGill University School of Information Studies), *Denise Koufogiannakis* (University of Alberta) und *Katrine Mallan* (Department of Citizenship and Immigration, alle in Kanada) einer Inhaltsanalyse unterzogen. Merkwürdigerweise ergibt sich, dass viele der Forschungsartikel negativ in ihrem Methodenteil, aber positiv hinsichtlich ihrer praktischen Anwendbarkeit bewertet werden.

Teilweise kommen Praktiker nicht umhin, eigene Forschungen zur Lösung ihrer Probleme durchzuführen. Da ihnen aber durchaus umfassende Fähigkeiten zur Durchführung von Forschungsprojekten fehlen, ist es ratsam, mindestens einen Forscher in das Projektteam aufzunehmen. *Kerstin Rydbeck* (Uppsala University, Schweden) erinnert an die typisch schwedische Institution des „Forschungszirkels“, der sich in anderen Praxisbereichen (etwa dem Erziehungswesen) bewährt hat und nunmehr auf das Bibliothekswesen übertragen wird. Der Forscher hat in diesem „demokratischen Prozess der Wissensgewinnung“ als eine Art Supervisor die Aufgabe, die Praktiker bei der Formulierung der richtigen Fragen und bei der Suche nach adäquaten Forschungsmethoden zu unterstützen. Entstehen aus der Praxis verallgemeinerbare Ergebnisse, so spricht nichts dagegen, diese zu veröffentlichen. Ein probates Mittel, diese – für Praktiker immerhin nicht selbstverständlichen – Aktivitäten optimal durchzuführen, sind Schreibgruppen, die (so das Poster von *Maria J. Grant*, University of Salford, UK) interdisziplinär zusammengesetzt sein sollten. So wird Publizieren kein ansonsten vernachlässigter „Luxus“, sondern findet durch die kollaborative Erarbeitung Eingang in die Praxis.

Evidenzorientierung der Lehre bedeutet zweierlei: Einerseits geht um die Vermittlung der Evidenzbasis im Studium aller Fächer, die im Wesentlichen mit dem Aufbau von Information Literacy zu tun hat; zum andern geht es um die Ausbildung von Informationsspezialisten. *Japke Sietske Stobbe* (University College of Molde, Norwegen) zeigt in ihrem Poster einen erfolgreichen Einsatz von Kursen zu In-

formation Literacy in einem universitären Curriculum. Da Bibliothekare als Lehrende nicht mit den Spezifika der jeweiligen Fächer vertraut sein können, erweist es sich – so *Katarina Jandér* (Lund University, Schweden) – als erfolgreich, wenn Fachwissenschaftler und Informationsspezialisten gemeinsam solche Kurse anbieten. Allerdings scheint ein einziger Pflichtkurs in Informationskompetenz noch nicht die nötigen Fähigkeiten zu entwickeln, die in der Forschung gefordert sind. Trotz Kurs nutzen Studierende (nach vorliegender Untersuchung: in Australien) nicht etwa Qualitätsdatenbanken, sondern Webressourcen zweifelhafter Qualität, die alle den „Vorteil“ haben, leicht zugänglich zu sein. *JoAnne Witt* (Charles Darwin University, Australien) rät zu einem zweiten, aufbauenden Kurs, in dem Zitationsanalyse und Bibliographieren gelehrt wird. Was bedeutet Evidenzbasierung für die Ausbildung von Bibliothekaren und Informationsspezialisten? Klare Antwort: Die Information Professionals müssen stets über die optimale Evidenz für ihr Tun verfügen. Das Problem dabei ist, dass wir heute nicht wissen können, welche Informationspraxis und welche diese fundierende informationswissenschaftliche Forschung in Zukunft stattfinden wird. Absolventen von heute sind auch in 30 ... 40 Jahren noch im Beruf. Können sie das gegenwärtige Wissen auch dann noch einsetzen? Sehr wahrscheinlich nicht. *Birgitta Olander* (Lund University, Schweden) betont die Nachhaltigkeit des Studiums, die durch stetigen Wechsel sichergestellt wird. Der Informationsexperte benötigt folgende sechs Fähigkeiten: Skills in sozialer Kompetenz, Kommunikation, Informationsmanagement und Informations- und Kommunikationstechnik, flankiert von „Openness to Change“ sowie strategischer Kompetenz (wie Management oder Marketing). Inhalte werden einem sog. „LIS Knowledge Kit“ entnommen, das vier Fächer umfasst: Informationen suchen, verteilen und teilen; Informationen Bedeutung geben; Systeme zur Extraktion neuen Wissens entwickeln; Verständnis für die strategische Bedeutung von Informationen aufbauen. Anreize für problemorientiertes Lernen im Beruf bilden, so Olander, Karrierebewusstsein, -orientierung und -planung. Wer in der Karriereleiter vorankommen möchte, ist gefordert, stets up-to-date zu sein und die optimale Evidenz für die professionelle Praxis einzusetzen.

Vorträge (Abstracts und Folien): <http://blogs.kib.ki.se/ebli5/parallel-sessions.html>

Poster: <http://blogs.kib.ki.se/ebli5/poster-session.html>